



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Deutsches Künstlerleben in Rom.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Deutsches Künstlerleben in Rom.

Wen hat nie ein gewisses Gefühl von Neid ergriffen, wenn er einen Maler oder Bildhauer sich zur Römerfahrt rüsten sah? Der zurückbleibende Kamerad wird für manche Woche lang von dem Nebel des blue devil unterbrochen heimgesucht und fühlt zehnmal täglich die Versuchung, Todtengerippe, Gypsmaße, Staffelei und sonstige Atelierrequisite durchs Fenster auf die Straße und sich selbst der Kunst der Topfbinderei oder einer der andern Wanderkünste in die Arme zu werfen. Germaniens Himmel hat für seinen unwölkten Blick nur noch die gesättigte Tiefe einer Steinkohlenseffe. Düsseldorf, Berlins und Dresdens Modelle flößen ihm keinen geringern Grad von Verachtung ein als denjenigen, welchen die Bewohner des himmlischen Reichs beim Anblick eines Menschen mit ungeschornem Schädel zu empfinden pflegen. Er wüthet, wenn er bildhauert, gegen den harmlosen Marmor eine Weile lang in solcher Weise, wie er das „terribile“ auslegt, womit der Italiener eine gewisse dämonische Seite des Buonarotti bezeichnete. Er wirft, wenn er Maler ist, alle Piccolopinsel bei Seite und raft mit Hilfe dicker Borsten auf der erreichbar größten Leinwand hin und her, wobei er den Namen Tempesta und Tintoretto im Munde führt, so oft ihm jemand zu nahe kommt. Am liebsten zeichnet er in solchen Sturm- und Drangstimmungen riesige Kohlen- und Bleistiftskizzen an die Wand, die er ebenso oft mit dem Ärmel wieder in Staub verwandelt, und wer zur Culminationszeit dieses ultramontanen Fiebers einen Blick in seinen Kanonenofen wirft, findet darin für den Bedarf des nächsten Winters einen Vorrath von zernitterten Studien aller Art aufgehäuft, die als überwundene Standpunkte bestimmt sind, als Rauch in alle Lüfte zu verwehen.

So empfindet der zurückbleibende Kamerad. Aber auch andere leiden ihr Theil bei dem Ausbruch der Glücklichen. Weltliche Damen erinnern sich des Jugendentzückens, mit welchem sie Corinna vor Zeiten in das mystische Dunkel des Pantheons begleiteten, und überrechnen zum 363sten Male die Reisehandbuchnotizen über den Kostenpunkt eines Aufenthalts jenseit des St. Gotthard. Pensionirte Lebemänner lassen Winke fallen über den nicht mehr zeitgemäßen Zwang des Verzehrens saurer verdienter Pensionen im Bereich der landes-

natürlichen Leibfarben. Kapellmeister verschreiben das Requiem an Nignon aus dem Leihinstitut, und können sogar das reichardtische „Nach Sevilla, nach Sevilla“ Tage lang nicht aus dem Kopfe bringen. Musenlöhne aller Art sieht man gesenkten Hauptes die leersten Straßen durchwandern und tief sinnigen Betrachtungen über das Begeisternde eines Dahinschreitens auf Marmor- oder gar Lavapflaster nachhängen. Ja, es gibt wohlgewachsene Leute, welche Friedrich des Großen Versicherung: er gäbe gern eine Rippe hin, wenn er dafür einen Ritt auf der Via Appia machen könnte, erst jetzt zu begreifen anfangen.

Während der Begünstigte des Glücks solche Verstimmungen, Nachtgedanken und Seufzer in der Heimath hervorruft und selbst den Pasquisten, so oft sie ihm nach Italien weiter visiren, eine vorübergehende Beklemmung nicht ersparen kann, steuert er frohen Muthes dem Ziele seiner Wünsche zu und fühlt bei dem Wehen milderer Lüfte einen Reiz nach dem andern von seiner Brust sich lösen. Wie gern verliert er den letzten schwarzgelben Schlagbaum aus den Augen und mit welcher Freude gewahrt er, daß des Südens Kinder ihn verstehen, wenn er Bino und Birra auch noch nicht im rein toscanischen Dialekt ausspricht.

Endlich erblickt er Rom. Ueber Ponte Molle führt sein Weg. Die Niederlage des Marcellus an dieser Stelle kümmert ihn wenig; er hat Andersens und Menzels Schilderungen über die Ponte-Mollefeierlichkeit, über den Bajacoorde der römischen Künstler gelesen. Die Zeiten sind verändert, die Feste haben aufgehört; er wird auf seine Weise von dem Ernst der ewigen Stadt gefaßt, und rollt mit eines Marius würdigen Gedanken durch die elegante Porta del Popolo.

In der That, wenn es den alten Künstlern nicht wie alternden Leuten überhaupt geht, die da so gern die Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart lobpreisen, so ist mit den Zeiten der Romantik der rechte Daseinsgenuß dem römischen Künstler abhanden gekommen. Die Leute haben zu viel Firniß angenommen; zu selten werden die Fälle, wo mehr als zwei die Eigenthumsrechte an einen Trach theilen; die bildungslose Socialität des dänischen Phidias unterstützt nicht mehr den studentischen Ton bei Pfeifen und Cigarettqualm, der so manches Heimweh heilte. Man hat sich bis zur Gründung eines förmlichen Cassinos aufgeschwungen, das an Pracht und Stattlichkeit allen Künstlersammelplätzen jenseit der Alpen spottet; man gibt Bälle und Concerte mit Einführung, huldigt dem zahlungsfähigen Albion und seinen marmor- und leinwandlüsternen Abkömmlingen jenseit des Oceans und ist im Ganzen von der Idee zurückgekommen, daß der Umgang mit Ocker und Bismuth denjenigen mit der übrigen Welt überflüssig mache. Eine Anzahl Grollender findet der neue Ankömmling natürlich vor. Ist sein Zweck nicht, im Quartier des Monte Pincio sein dauerndes Weltbürger-

thum zu begründen, so kommt er im Grunde mit dem alten Sammetrock aus, den seine Mutter schon zu einer Weste verschneiden wollte, den er aber noch glücklich beim letzten Abschied in den Koffer schob. Wozu jetzt die philisterhafte Ausgabe für einen Schwalbenschwanz — in Italien, wo ihn seine Träume nur eine Kleidung nach dem Muster Masaniellos oder höchstens Ciceros erwarten ließen, ja wo er unter den Nachkommen des nämlichen Volkes lebt, welches dem Pompejus das Umwinden der Schenkel als Weichlichkeit vorwarf, dem Cäcina das bunte Kriegskleid und die Beinkleider nur mit Unwillen hingehen ließ und sich schwer daran gewöhnte, als man Anstands halber auf der Bühne das Tragen langer Hosen einführte.

Gehen seine Vorstudien über die Einfachheit der Altvorderen Roms noch einen Schritt weiter, so macht er mit Nachdruck und fest zugeknöpften Taschen darauf aufmerksam, daß der rechte Sohn der Siebenhügelstadt nicht einmal den entnernden Gebrauch eines Taschentuchs kannte, vielmehr, so oft ihm Keinen Bedürfnis war, sich mit dem Mantel die Thränen abtrocknete; daß die schöne Gewohnheit, durch Servietten die Brühen und Saucen des verderbten Geschmacks unschädlicher zu machen, erst der Zeit des Verfalls ihr Entstehen verdankt und daß selbst dann noch der Gastgeber es seinen Gästen überließ, ihre eigne Wäsche zu diesem Zwecke mitzubringen. Er erinnert daran, daß man sich der Toga als gewöhnlichste Kopfbedeckung bediente, und droht, zum Entsetzen seiner römischen Freunde, den carrirten Mantel, welchen er sich einst beim Uebergang aus der Gyps- in die Maleclasse anschaffte und auf der Piazza di Spagna schon nach dem Muster der Treppenmodelle mit Erfolg neu drapirte, künftig als einzige Kopfbedeckung zu tragen.

Das Spottbuch des Casinos bemächtigt sich inzwischen seiner als „lustiger Person“, und nachdem ihm daselbst für ewige Zeiten ein papiernes Denkmal mit entsprechender Inschrift errichtet worden ist, rückt er von seiner extremen Stellung der Durchschnittspartei wieder näher, und versichert nach einigen Wochen den nachrückenden Zugüglern: es herrsche oberhalb der Fontana trevi zwar ein erbärmlicher Jopf, aber man müsse mit den Wölfen heulen.

Trotz dieser Art Etikette übrigens, die sich unter den in Rom ansässigen Künstlern eingeschlichen hat, läßt sich daselbst in Kleidung und Lebensweise manche ungebundenerer Geschmacksrichtung durchführen, und wenn die Klage über theurer gewordene Kost und Miethen nicht so triftige Gründe hätte, so wäre Rom in der That für Kunstjünger von einer gewissen Reise das wahre Eldorado unter der Sonne. Wo die Stipendien aber nicht reichlich fließen, leert sich der Reisebeutel freilich in Italien rasch genug.

Der Deutsche ist, wenn wir Tacitus glauben dürfen, zwar gleichgiltig gegen Hunger und Kälte; aber Durst und Hitze machen ihm um so leichter zu schaffen, und dabei ist ein Foglietta guten Orvietos jetzt doch zu einer Luxus-

sache geworden. Es ist wahr, der Boden Italiens liefert viel und gern, aber selbst Nationen, wie sie im Anfang dieses Jahrhunderts dem französischen Heere in der Lombardei einmal wurden — wir meinen acht Kastanien und vier Frösche auf den Mann — befriedigen trotz ihrer Naturwüchsigkeit nur bescheidene Ansprüche. Auch die idealste Kunstrichtung — und die realistische herrscht doch nun einmal vor — verlangt eine bessere Sättigung, als sie dem Demokritos zu Theil wurde, der sich drei Tage lang durch den Geruch warmer Brote am Leben erhielt, um nicht während der Ceresfeste zu sterben. Und wenn nach der Meinung des viel verleumdeten Epikur Käse schon eine Delicatsesse ist, und Schwarzbrot und Wasser, vom Hunger gewürzt, die geschärfte Wollust dem Gaumen bereiten, so mag die Ansicht mancher Gefängnißschließer damit übereinstimmen; im Allgemeinen aber wird der deutsche Künstler doch in der Trattoria del Lepre zu Gerichten greifen, welche ihm durch Moleschotts Lehre vom Stoffwechsel als noch nahrhafter bekannt sind.

Da die Genüsse des Lepre indessen einer spätern Tagesstunde angehören, und wir unsern jungen Barbaren den Morgen über nicht ganz aus den Augen lassen dürfen, so müssen wir Guocchi famosi, broccoli, pollo alla padella rabiata und andere Lederbissen lucullischer Erfindung für den Nachmittag versparen.

Wir dürfen annehmen, daß er noch am Abend seiner Ankunft die Passaglia des Monte Pincio besucht hat, den offenen Park, welchen Napoleon anlegte, und woselbst die letzte Revolutionsregierung ein Büstenpantheon im Freien für alle großen Männer Italiens aus dem Nichts erschuf. Die Nähe dieses schönen Sammelpunkts der eleganten Welt, die unmittelbare Nachbarschaft der immer grünen Gärten des französischen Akademiepalastes, an welchen wiederum das Kloster der französischen Nonnen grenzt mit seinen lauschigen Gitterfenstern, seinen hohen Gartenmauern, seinen Sonntag-Nachmittag-Musiken, wo die Singenden auf dem Chore halb verborgen sitzen und der Phantasie die vollste Freiheit zum Erfinden reizender Mädchengestalten lassen — alles das und noch vieles andere veranlaßt unsern Quartiersuchenden auf diesem begünstigten Fleck der Erde mit seinen Wünschen stehen zu bleiben. Zu seinen Füßen dehnt sich die kunstbevölkerte Via Margutta; hundert Riesfenster, hinter denen zum Theil Bilder zum Trocknen kopfüber sich breit machen, verrathen ihm, daß die Jünger der Palette hier eine bevorrechtigte Stellung zum Licht des Tages einnehmen. Er macht sich sofort an die Musterung der Mansardenateliers, findet, daß Aussicht und frische Luft mit jeder Treppe, die ersteigt, gewinnen, und schließt nach manchen Mißverständnissen mit derjenigen Besitzerin eines fünften Stockwerks ab, welche am meisten Talent verräth, seine Geberdensprache zu enträthseln. Es ist wahr, sie hat ihm für fünf Scudi monatlich nur ein einziges Stübchen mit einem Stuhl, einem Tisch, einem eiser-

nen Koft, worauf ein Bette, abgelassen — lauter Einheiten, berechnet, die Einzeleristenz des jungen Fremden vor jeder Vielfältigung zu bewahren; aber er hat beim Schluß des Handels noch den Triumph gefeiert, das Ausklopfen seines Sammetrocks in den Miethpreis mit hinein zu accordiren, und obſchon er beim Unterzeichnen des ſchriftlichen Contracts nicht entziffern kann, ob jene Dienſtleiſtung Erwähnung fand, ſo iſt er doch feſt entſchloſſen, aus ihr zu machen, was in ſeiner Macht ſteht. Was der hauptſächliche Grund iſt, warum er ein paar Stunden ſpäter auf ſeinem Eiſengeſtell mit dem größten Behagen die Glieder zur Ruhe legt — ja, das iſt eine Eigenschaft ſeines Kämmerchens, welche den meiſten Menſchen den Aufenthalt darin verleidet haben würde: das einzige Fenſter des Ateliers befindet ſich nämlich im Plaſond. Für Leute, die am Fenſter zu ſitzen lieben, hat dieſe Einrichtung ihre Schattenſeiten; für einen Akademiker, der ſein Lebtag nach dem ſogenannten einfallenden Licht ſeufzte, eröffnet das Dachfenſter mehr als den Blick in den wirklichen Himmel; er ſieht im Geiſte ſchon jetzt die Gebilde ſeines Schaffens jenes magiſchen Zaubers theilhaftig werden, den ein tiefes Beſchatten der Augenpartien über das ganze Geſicht zu verbreiten pflegt.

Es iſt ziemlich gleichgiltig, ob die Trauſe eines vorüberziehenden Wölkchens oder ein zu ſcharfer Sonnenreflex deſſelben, durch das undichte und nicht verhängte Fenſter zu den Augen des Schläfers gelangend, ihn am nächſten Morgen mit der Sonne zugleich vom Lager emportreiben. Italieniſches Blau wölbt ſich über ihm, Raphaels Schätze ſind in jeder Stunde ihm erreichbar, morgenländiſche Geſtalten werden ihm Modell ſehen — er iſt in Rom, was fragt er nach den kleinen Miſeren; welche das Quartier der Signora Galanino mit ſich bringen mag?

Auch daß der jüngſte Ränge ſeiner Wirthin unmittelbar in ſeine Morgenſtimmung hineinpoltert, um gleich an Ort und Stelle den Sammetrock auszuklopfen, dünkt ihm originell und ſpecificiſch italieniſch genug, um die kleine Unannehmlichkeit aufzuwiegen, daß der Staub ſeines Rockes nunmehr in ſeiner Luſtröhre ein Unterkommen ſucht.

Er entzieht ſich der Thätigkeit des Juniors durch die Flucht nach dem Cafe Greco, dem berühmten Sammelplatz der Künſtler Roms. Rafaello, der erſte Bottega dieſes Inſtituts, iſt noch nicht aus den Federn und die Thüre hat ſich deſhalb noch nicht geöffnet. Verrittene Milch- und Butterverkäufer, in Mänteln, die lange Piſe koſakenartig in der Hand, galoppiren vorüber. Kleine Mädchen mit rothem Buſto und goldnem Ohrgehäng holen Holzkohlen in leichten Henkeltöpfchen oder Körben. Ein dienender Bruder der Capucini der St. Maria della Concezione wadet in ſeinen Sandalen durch die Via Condotti, um ſeinen Sack mit den friſcheſten Lebensmitteln zu füllen, die er nach eigener Wahl den Landleuten auf Piazza Navona gratis abzunehmen pflegt.

Ein zweirädriger, buntbemalter Wagen mit Gemüse aus der Villa Boniatowski rollt, von einem geschmückten Pferde gezogen, leicht dahin; das daneben galoppirende Sattelpferd, durch einen Seitenstrang zum Mitziehen verpflichtet, trägt den blaugekleideten Pächter des Gutes, einen bärtigen Mann mit hohen Ledergamaschen, zuckerhutartigem Filze, langem Eisenstock und prangendem Leibgürtel. Wer sich sonst noch erblicken läßt, verbirgt in dieser frühen Stunde sein Gesicht im Mantel, um den Katarren zu entgehen, welche von italischer und namentlich römischer Morgenluft unzertrennlich sind.

Endlich knarren die Riegel des Cafe Greco. Rafaelo kommt in Pantoffeln und mit verschlafnen Augen zum Vorschein; der Duqm vom Abend vorher sucht ins Freie zu dringen, und während die Laden geöffnet, der Schmutz und die Cigarrenenden hinausgekehrt und die Kaffeekannen vom Herd gehoben werden, nisten die fleißigsten oder doch frühestwachen Bewohner des Künstlerviertels sich in dem kegelbahnähnlichen Hinterbau des engen Raumes ein, um eine Tazza mit Umbra oder eine Mezza dolce hinabzuschlürfen. Man ist noch wenig gesprächig, zählt ohne viel zu fragen, schaut höchstens in ein abgegriffenes Exemplar der allgemeinen Augsburgerin, mustert vielleicht aus Neugier den Inhalt des grünen Briefkastens, woraus jeder nimmt, was ihm recht dünkt, und trollt dann ins Freie oder ins Atelier.

Wer Leonardo da Vincis Beispiel empfehlenswerth glaubt, benutzt auch wol die Zwanglosigkeit der Morgenstunden, um von den vielen malerischen Gestalten, die ihm begegnen, die am meisten charakteristischen für sein Skizzenbuch einzufangen, wobei er die Bewegung zu übertreiben sucht, um sich ihrer um so gewisser zu versichern, die Gesichter dagegen ohne Züge, die Hände ohne einzelne Finger läßt. Von der ersten Finochivverkäuferin, die er solcher Art ausbeutet, wird ihm sofort die querstreifige Schürze für fünf Paoli angeboten, und da er früher oder später doch zu Costumeankäufen schreiten muß, sichert er sich dieses Prachtstück nach kurzem Handel. Ist unser junger Teutone der glückliche Käufer, wie wir fast vermuthen, so trägt er das römische Dringinalkleidungsstück unterm Arm seine fünf Treppen hinauf, wobei ihn wiederum die wunderbarsten Schauer über die Classicität des Bodens, welche diese Menschen und diese Schürze hervorbrachten, durchrieseln. Es tritt ihm der Gedanke: Du bist in Rom, noch einmal ganz nahe, und er beschließt, dem Dankgefühl über das Glück dieser bevorzugten Existenz dadurch zu genügen, daß er, ehe er Rom zu genießen beginnt, mit allem Eifer arbeitet.

Eine Menge Compositionen hat die gehobene Stimmung der letzten Wochen in seiner geistigen Vorrathskammer aufgespeichert, andere sind im Entwurf fertig; er prüft, vergleicht, verwirft und findet zuletzt alle deutschen Gedankenwurzeln für die Scholle, die ihn jetzt trägt, ungeeignet; seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung möchte er zum Ausdruck verhelfen und da bleibt

ihm nichts übrig, als die Dankbarkeit zu malen. Sie soll nicht mit gefalteten Händen zum Himmel blicken, sondern überglücklich auf alles, was sie umgibt, und eine Opferchale, deren Unterbringung ihm noch einiges Kopfzerbrechen macht, wird die allegorische Bedeutung seiner Göttin vervollständigen.

Während er noch hin und her überlegt und Kohlen-skizzen auf die Rückwand seines Lederkoffers zeichnet, lassen sich eine Menge unterschiedlicher Tritte auf der vierten und endlich auf der fünften Treppe der Signora Galanino hören, und herein tritt ein AbruZZenhirt mit langem Stock, spitzem Hut und Ziegenfellhosen, dem ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren in Ciucciaren-tracht und ein kleineres von etwa sieben Jahren, ähnlich gekleidet, folgt. Das Mädchen von vierzehn Jahren bildet den Kernpunkt dieses Zuges; Vater und jüngere Schwester sind der Kometenschweif. Dieser Kernpunkt aber heißt Giacinta. Wer römische Genrebilder aus den letzten Jahren sah, kennt dies Modell; es ist auf allen zu finden. Giacinta hat eine, selbst unter der Sonne Italiens höchst seltene Carnation, fast bis zum Violet steigt sich an einigen Stellen ihres Gesichts der dunkle Fleischton, welchen zu durchbrechen das Blut der jungen Wangen vergeblich bemüht ist. Ihr Haar hat jenen kalt bläulichen Glanz, der so schön von der Wärme eines tiefen Colorits absticht, die Brauen sind lang geschweift und fein, die Augen wenig geöffnet, fast schläfrig, wenn man nicht so glücklich ist, schmachtende Schwärmerci in ihnen zu lesen. Sie ist nicht groß von Gestalt, wenig entwickelt, und der Geist nicht minder als das Herz warten noch ihres Weckers.

Der Vater Giacintas setzt sich ohne weiteres vor den Kamin, die kleine Tochter folgt seinem Beispiel; Giacinta selbst bleibt stehen, wo sie Platz fand. Alles, was der Bewohner des Dachstübchens von dieser Erscheinung begreift, läßt sich auf den Namen eines befreundeten Künstlers zurückführen, der bei der kurzen Anrede des AbruZZenmannes an sein Ohr klang. Hat ihm dieser Freund das Modell zugeschickt? wird er selbst mit dem Freunde verwechselt? handelt sich überhaupt um ein Modell oder sind Verwandte der Signora Galanino, wenn nicht gar die früheren Miether dieses Raumes, deren Contract vielleicht erst in einigen Tagen abläuft? Nach einer Weile schweigenden Staunens kommt es zu Auseinandersetzungen, bei denen der Hirte häufig auf seine Ziegenfellhosen schlägt und mit dem Stabe den Plafond des tiefer wohnenden Nachbarn in Gefahr bringt. Zuletzt legt sich die Wirthin ins Mittel und ihr Geberdentalent läßt endlich in dem rathlosen Künstler die Ahnung durchbrechen — und zwar die ganz richtige — daß sein Freund sich dieses Modells heute feinetwegen berauben und, um nicht ganz müßig zu sein, eine Finkenjagd in der Campagna mitmachen wolle. Giacinta nimmt an diesem Vorgange keinen Antheil; es ist ihr gleichgiltig, wo sie ihre acht Stunden Tagwerk abtzen wird; desto lebhafter wird der Alte und weist in einem Taschenbüchlein, das Gia-

cinta — der Himmel weiß, wo? — bei sich führt, mit der Miene eines Primadonnenvaters nach, daß seine Tochter schon für volle zwei Monate, die Sonn- und Festtage mitgerechnet, im Voraus versagt sei.

Es ist uns leid, aber unser Neuling hat von der Gunst des Schicksals, welche ihm sobald das gesuchteste Modell Roms und die unvergleichlichste Coloritstudie zuführt, keinen vollständigen Begriff. Er hatte von einem stattlichem Modell Assunta gehört und bei dem Entwurfe seiner Dankbarkeit schwebte ihre gereifte Erscheinung seinem Geiste vor. Giacinta stimmt ihn genrehast. Er versucht, ihr eine seinem Entwurf zusagende Stellung zu geben; sie hat Mühe, ihre ans Sitzen gewöhnte Figur durch irgend welche graziöse Bewegung zu idealisiren. Als er aber gar Anstalt macht, aus den vorhandenen Tüchern und Decken eine Art Toga und Chlamis zusammenzubringen, und der Hirt an dem Kohlenentwurfe wahrnimmt, daß es sich hier gar nicht um eine Costüme studie handelt, so verräth der Modellvater große Entrüstung, entladet einige unverständliche Flüche, schiebt seinen Nachwuchs aus dem Atelier auf die Stiege hinaus und wirft, mit einem zornglühenden Blick sich verabschiedend, die Thüre ins Schloß.

Signora Galanino kennt diese Eigenschaft ihrer Thüre und eilt dem Nebel abzuhelpfen. Neue Geberdensprache folgt. Zuletzt wird der rockausklopfende Junior mit dem Auftrage fortgeschickt, gleich das Modell Assunta herbeizuschaffen; wenn diese nicht erreichbar, im Nothfalle selbst die minder gewandte Marietta. Nach einer Stunde unlustigen Harrens erscheint die letztere. Die Wirthin führt sie ein. Marietta steht in der Mitte der Zwanziger, ist der Zucht ihrer Stiefmutter längst entlaufen und stellt sich deshalb nicht in der Gestalt eines Familienkleeblatts. Die gutmüthige Wirthin bringt einen verschoffenen Gardinenflügel von buntgewesenem Damast herbei, öffnet das unbewohnbare, als Kumpelkammer benutzte Nebenstübchen, Marietta schlüpft mit ihr und einer weißen Tischdecke hinein und erscheint gleich darauf in etwas leichterem Gewandung, aber um so viel edlerer Drapirung. Die Modelle Italiens werden in dieser Gewandtheit durch diejenigen des Boulevard Montmartre noch übertroffen, aber was bei diesen eingelernte Fertigkeit ist, geben jene als natürliches, angeborenes Schönheitsmaß.

Es hieße einen zu tiefen Blick hinter die Coulißen des Gemäldeentstehens thun, wollten wir die Aenderungen, die mimischen Vorschläge, das Kopfnicken und Kopfschütteln, das Verschieben der Modellbasis, das Prüfen, Suchen und Vergleichen bald von dieser, bald von jener Ecke des Stübchens aus, wollten wir alle Uebergangsstadien berühren, welche von der ersten freien Geberde des Modells bis zur endlichen kunstgemäßen Fixirung derselben durchgegangen werden müssen, ehe die Kreide oder Kohle gespitzt und die Staffelei ins rechte Licht gerückt wird. Jetzt entsteht in raschen Strichen die „Dank-

barkeit" unter des Künstlers Hand. Marietta hält sich bewegungslos. Sie hat vollkommen begriffen, was sie darstellen soll und ist ganz bei der Sache. Eine volle Stunde wird sie, ohne auszuruhen, in ihrer festgehaltenen Stellung verweilen; der Faltenwurf, grade glücklich gelungen, darf nicht preisgegeben werden; sie steht um so fester und beharrlicher, je mehr Sicherheit ihr das rasche Arbeiten des Malers gibt: alles ist im besten Gange.

Aber Tritte lassen sich abermals auf der Treppe vernehmen, die Thüre wird ohne vorgängiges Klopfen geöffnet, und ehe Marietta noch in das Versteck der Kumpelkammer entschlüpfen kann, steht ein Mann im Zimmer, dessen Farben- und Pinselkasten ihn als einen herumziehenden Lieferanten dieser Unentbehrlichkeiten, dessen verwunderte und zugleich erbohte Miene aber ihn als einen unbefriedigten Gläubiger des früheren Inhabers dieses Ateliers legitimiren. Der Künstler erwidert seine unverständlichen Nachfragen und Beschwerden mit der Versicherung, er habe Lust, sich die Haare auszuraufen, und als der Eindringling nicht rasch genug die Zerstörung, welche er anrichtete, begreift, wird er sammt seinem Kasten aus der Werkstatt hinausgeschoben, wobei es ihm begegnet, daß er die letzten Stufen der Treppe sitzend unter sich wegrutschen fühlt. Marietta zeigt einen gewissen Grad von Entrüstung, daß man sie nicht vor Ueberfällen dieser Art gesichert habe; sie schiebt den einzigen Stuhl, als Ersatz für den abhanden gekommenen Niegel, vor die Thüre, und wird sehr ungeduldig, als der Maler den Faltenwurf immer und immer wieder zu verbessern genöthigt ist. Nach einer weitem halben Stunde ist die Wolke ihres Unmuths von dem Gedanken, daß die Tageszeit bereits stark auf Mezzo Giorno zugeht, aufgesogen. — Um diese Zeit aber, zwischen 11 und 12, summt es von Fremden um alle berühmteren römischen Ateliers, wie um einen Bienenstock. Nidel öffnet nach 11 Uhr seinen Sonnentempel, wo die Eintretenden vergebens nach bunten Scheiben, farbigen Fenstervorsetzern und all den Geheimmitteln seiner unerreichten Lichtwirkungen spähen. Pollack räumt um dieselbe Zeit Modellgewandung und sonstiges Handwerkzeug der Kunst bei Seite, und stellt ganz und halbfertige Bilder in die günstigste Beleuchtung. Maes legt sich zum unglaublichsten Male die Langeweile auf, seine Magdalena mit Tag- und Nachtlichtbeleuchtung mit französischer Artigkeit, aber holländischer Verdrießlichkeit vorzuführen. Wagner verbarricadirt sich gegen seine Bewunderer in der Villa Malta mit dreidoppeltem Thürschloß. Flaz wirft seine Propagandaneze für schwankende Protestanten aus, um sie dem Schoße der allein seligmachenden Kirche wieder zuzuführen. Lehmann stellt seinen Bedienten auf den Posten, damit er je nach Umständen die Abwesenheit seines Herrn bedauere oder mit tiefer Verbeugung die Anmeldung der Besucher übernehme. Meister Cornelius endlich flüchtet um diese Zeit unter die Palmen und Aoen

der Paffeggiata, nachdem er eine Stunde seines Morgens schon den Verehrern seiner Kunstgebilde geopfert hat.

Es ist nicht zu verwundern, daß auch der fünfte Stock jenes Hauses in der Margutta um diese Tagesstunde nicht vor jedem Ueberfall sicher ist, zumal der Name des neuen Ankömmlings mit demjenigen eines jener berühmten Veteranen Aehnlichkeit haben mag, und bei dem an die Thüre Schreiben desselben in großen Kreidelettern nicht hinzugefügt wurde, welche Sprechstunden gestattet seien. Ein Amerikaner mit zwei erwachsenen und einer noch wachsenden Tochter verräth denn auch vor dem Hause No. 19. angekommen, die entschiedene Absicht, das Quartier des Dachmenschen zu erklimmen. Nicht nur ist es ihm bei Riedel begegnet, daß derselbe durch sein Schiebsfensterchen auf die Straße hinabblickend und die Ueberzähligkeit des Belagerungsheeres gewahrend, nicht geöffnet hat, trotz dreimal wiederholtem Läuten, er findet auch jene erwähnte Namensähnlichkeit heraus und vervollständigt seine Ueberzeugung, hier stehe er vor der rechten Schmiede, durch den Erfahrungssatz, daß man im fünften Stock besser kaufe als im ersten. Somit wird denn nach mancher Erholungspause und nach verschiedenem Naserümpfen über die Unsauberkeit römischer Treppen, der höchste Stock erreicht und es beginnt ein Buchstabiren der mikroskopischen Adresskarten, welche die mancherlei Bewohner desselben ihren Thüren vor die Stirn geklebt haben. Marietta äußert bei dem Näherrücken der Gefahr Bedenken über die Stichhaltigkeit ihres vierbeinigen Vorwerks. Sie rückt unruhig lauschend hin und her und wirft die Lippen unheilverheißend auf, als der Maler ihr bedeutet, still zu sitzen. Im nämlichen Augenblicke aber wird geklopft und ehe noch der Ueberfallene die Brustwehr des Stuhles durch die Kraft der eignen Schultern widerstandsfähiger machen kann, complimentirt der Mann aus Cincinnati seine Töchter ins Atelier hinein, wo sie unter dem fallenden Lichte stehen bleiben, die jüngste Miß Jonathan eifrig beschäftigt, das Elfenbein ihres Schirmgriffes mit demjenigen ihrer Zähne sich messen zu lassen. Der Vater kneipt inzwischen nach kurzer Begrüßung ein Glas ins rechte Auge, und während die Mißes mit mißtrauischen Blicken bald das Seitencabinet, in welchem Marietta ihren Zorn an alten Paletten und Schachteln austobt, bald den vereinzelt Stuhl, bald die ungerufenen Illustrationen des Uebermuths früherer Bewohner an den Wänden, betrachten, eröffnet der Mann vom großen Salzwasser dem überrumpelten Deutschen, daß er zu einem mäßigen Preise Nehmer für ein mäßig großes Aquarellbild sei, etwa in der Größe wie das Album der jüngsten Miß, ein carmoisinrothfarbened Ledersutteral, welches die Miß mit dem Schirmgriff sofort zur Bekräftigung hervorholt. Obschon der mäßige Preis auch einen Aquarellisten von Fach bedenklich gemacht haben möchte, bleibt doch für den Schöpfer der „Danbarkeit“ das Anerbieten sowol wie die Production des Albums an und für sich schon

ein unlösbares Räthsel, da er mit der englischen Sprache nie weiter gedieh, als um sie ihren Lauten nach etwa mit dem Säuseln des Regenwindes durch einen Haufen Hobelspäne zu vergleichen. Nach vielen vergeblichen Bemühungen des Mannes von jenseits sich demjenigen von diesseits verständlich zu machen, gibt er den Versuch auf, unterhält sich noch eine Weile mit den drei jungen Damen in der Sprache seiner Väter, ohne dem Inhaber des Ateliers eine andere Ansicht als die eines verlorenen Profils zu gönnen und verabschiedet sich dann mit leichter Kopfbewegung, während die Töchter ohne Zeichen der Theilnahme für den menschlichen Inhalt dieser Dachbehauung, wie sie gekommen sind, wieder von hinnen ziehen.

Sobald die Klink geschlossen ist, tritt Marietta in Hut und Shawl aus der improvisirten Garderobe hervor. Sie hat keinen Schimmer mehr von „Dankbarkeit“ in ihrer Erscheinung. Es fehlen zwar noch 20 Minuten an Mezzo Giorno und ihre Sitzung hat erst um 10 Uhr begonnen, aber sie verlangt ihren halben Taglohn d. h. den halben Scudo, und erklärt mit Entschiedenheit, diesem Signore sitze sie nicht wieder. Dies Mal ist ein Mißverständnis nicht möglich. Wenn sie will, spricht eine Italienerin, auch ohne ihre Zunge zu gebrauchen, deutlich genug, um alle Sprachlehrer der Welt überflüssig zu machen. Um die Getränke nicht noch mehr zu reizen und den Miston dieses Vorgangs nicht in die Auffassung seines Bildes zu übertragen, zahlt das unglückliche Opfer römischer Kunstmiseren, was Marietta verlangt; sie streicht dankbar die fünf Paoli ein, läßt einen Gran Schalkhaftigkeit in die Mischung von Verdruß und Veröhnlichkeit, aus welcher ihr Abschiedsgruß besteht, einfließen, und schwebt im Geiste, als sie längst fort ist, dem Kunstjünger noch als etwas doch in sich höchst Anziehendes vor, so lange sein Weg nach der Mittagstafel zum Lepre dauert, wo ihn Kellnerrufe und Trittigerüche ziemlich unsanft in die nüchterne — er gewahrt's plötzlich: in der That nüchterne Wirklichkeit hineinschleudern.

### Philosophische Versuche.

Daß die philosophische Productivität für den Augenblick erschöpft ist, fühlen die Philosophen nicht minder, als das Publicum. Eine zu starke Anspannung einer bestimmten einzelnen Kraft zieht unausbleiblich eine Reaction nach sich, und es dauert dann eine geraume Zeit, bevor die verschiedenen Kräfte sich wieder so weit ins Gleichgewicht setzen, um ohne Gefahr auch jener Seite wieder ihr Recht angedeihen zu lassen. Unzweifelhaft ist seit Kant bis in die Zeiten Feuerbachs hin in der Philosophie zu viel producirt worden, von